

*Bischof
Dr. Felix Genn*

**Predigt
bei der Großen Prozession auf dem Domplatz
am Sonntag, dem 5. Juli 2020**

Es gilt das gesprochene Wort.

Lesungen vom 14. Sonntag im Jahreskreis A:

Sach 9,9-10;
Röm 8,9.11-13;
Mt 11,25-30.

„Ich bin da, wo du bist“

Liebe Schwestern und Brüder,

es war eine große Pest-Epidemie, die die Menschen der Stadt Münster am Ende des 14. Jahrhunderts bewogen hat, ihren Schrei an Gott zu richten, indem sie betend durch die Straßen unserer Stadt gegangen sind, damit alle Häuser und alle Menschen in diese Bitte einbezogen wurden. Sie haben versprochen, zur Erinnerung an dieses totbringende Ereignis, Jahr für Jahr eine Prozession zu halten, um Dank zu sagen für die Errettung und um zu bitten, aus weiteren Gefahren befreit zu werden. Seit vielen Jahren wird dieser Prozession das so genannte „Pestkreuz“ vorangetragen, das aber nicht unmittelbar aus dieser Zeit stammt. Es erinnert mit seiner ganz besonders intensiven Darstellung des leidenden Herrn an dieses Ereignis. Ausgerechnet in diesem Jahr - wegen einer ganz anderen Epidemie - muss diese Prozession aus Sicherheitsgründen ausfallen. In diesem Jahr darf das Gebet um die Bewahrung vor dem Virus, um die Hilfe für die, die davon betroffen sind, um ewigen Frieden für die, die daran gestorben sind, um Stütze und Hilfe für die, die sich als Ärzte/Ärztinnen und Pfleger/Pflegerinnen um die Kranken kümmern und um Kraft für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich bemühen, einen Impfstoff herzustellen, diese Bitte darf nicht fehlen. Das Merkwürdige an dieser Epidemie ist: Es handelt sich um ein unsichtbares Etwas, das nur unter einem großen Mikroskop fassbar ist, so klein ist es und doch hält es gleichzeitig die gesamte Welt im Griff.

„Die Corona-Pandemie betrifft alles. Die gesellschaftlichen, politischen, rechtlichen, ökonomischen, kulturellen und religiösen Ordnungsmuster wurden von einem Tag auf den anderen erschüttert, existenzielle Gewissheiten destabilisiert. Die ökonomischen als auch die individual- und sozialpsychologischen Folgen sind noch nicht abzusehen, werden aber wahrscheinlich die kommenden Jahrzehnte prägen. Ebenso könnte das Vertrauen in rechtlich verbürgte Stabilität, die für das gesellschaftliche Zusammenleben unabdingbar ist, durch die Erfahrung, dass unveräußerliche Rechte in kurzer Zeit temporär beschnitten wurden, auf unabsehbare Zeit geschwächt sein. Angesichts der durch die Krise verursachten Orientierungsprobleme hängt die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft davon ab, ob es gelingt, eine Haltung und Ethik des (Zusammen)Lebens zu entwickeln, die in der Empfindlichkeit für

*die spezifischen Verwundbarkeiten anderer gründet.*¹, so heißt es in einer Studie eines Forschungsinstituts.

Liebe Schwestern und Brüder, wie könnten unsere heutige Große Prozession und die Verkündigung des Evangeliums nicht davon geprägt sein? Wenn wir von der Verkündigung des Evangeliums ausgehen, dürfen wir mit demütigen Selbstbewusstsein sagen, dass der Herr die Quelle ist, um für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft eine Haltung und Ethik zu entwickeln, die für die Verwundbarkeit vieler Menschen sensibel ist, wie es das eben erwähnte Zitat ausdrückt.

Auch in der Kirche und ihrer pastoralen wie liturgischen Praxis ist vieles „durchgeschüttelt“ worden. Ich habe noch vieles zu bedenken. Ich sehe mich außerstande, jetzt schon Antworten darauf zu geben, und erst recht Lehren daraus zu ziehen, was wir Kirchenleute oft genug viel zu schnell tun. Wir brauchen Zeit und Tiefgründigkeit, da wir uns wahrscheinlich sehr vielen demütigenden und schmerzhaften Situationen stellen müssen. Eines lässt sich mit Sicherheit schon sagen: Unerwartete große Solidarität hat sich in diesen Wochen gezeigt, die wir vielleicht so gar nicht Menschen zugetraut hätten. Gleichzeitig hat sie auch eine andere Pandemie offenbar gemacht, die *„traurige Realität einer Epidemie im Verborgenen, nämlich die Einsamkeit“*, so hat es eine englische Politikerin ausgedrückt, in einem Land in dem ein Ministerium für Einsamkeit errichtet wurde.² Es ist sicherlich klar: Dass uns diese Krise auf Fragen zurückwirft, denen wir uns stellen müssen – in Kirche, Politik und Gesellschaft. Aber diese Krise ist es ja nicht allein, die uns in diesem Jahr beschäftigt, gibt es doch noch viele, viele andere Probleme, denen wir uns zu stellen haben, und für die sich das Gebet einer Großen Prozession lohnt.

Liebe Schwestern und Brüder, wir reden seit Jahrzehnten davon, dass wir nicht mehr die Mehrheit unserer Gesellschaft abbilden. Christentum ist keine Mehrheitsmeinung mehr. Die Austrittszahlen des letzten Jahres brauchen wir dazu nicht einmal zu befragen. Aber ich bin der festen Überzeugung, dass die Botschaft von Jesus Christus heute relevanter ist denn je. Ich will auf einige Punkte hinweisen. Aus meiner Heimat, der Grenzregion zu Frankreich und Luxemburg, höre ich von Abschottung und Ressentiments angesichts geschlossener Grenzen, von Menschen, die wieder Nationalismen bedienen. An unseren europäischen Grenzen sind viele Menschen in großer Not; einiges von dem, was wir nach 1945 doch überwunden geglaubt haben, ist wieder da.

Dazu kommt noch ein recht merkwürdiger Blick auf unsere Realität. Sicherlich gibt es die Verschwörungstheoretiker, es gibt aber auch viele Menschen, die einfach nur Angst haben. Dabei ist unsere Lebenswirklichkeit im Vergleich zu vielen anderen Menschen doch eine ganz andere: Wir haben nicht nur genug zu essen; wir haben auch in der Krise die Auswahl zwischen 18 verschiedenen Sorten Hundefutter sowie 26 Sorten Handcreme. Hier stimmt etwas nicht! In der Lebensmittelindustrie stimmt vieles nicht. Es ist ein gesellschaftliches Problem. Es ist unser, mein Problem. Es ist nun Zeit, konkret zu handeln: Ich beim Einkaufen, wir beim Konsum, Politik in der Gesetzgebung und Kontrolle, Arbeitgeber an der Menschenwürde und Arbeitsbedingungen, alle an der Solidarität.

¹ Corona-Antworten auf eine kulturelle Herausforderung. Forschungsinstitut für Philosophie Hannover im Auftrag des Bistums Hildesheim 2020, liegt mir im Manuskript vor.

² Diese Anregung habe ich aus den Texten von M. Marx, *Innehalten – Lebenszeichen*, S. 37 – 38, die Texte wurden mir vom Verfasser überlassen.

Mit Aggressivität und Parolen werden wir von keiner Seite weiterkommen. Wir spüren, wie sehr die Sprache verroht, uneindeutig wird, obwohl sie eindeutig zu sein scheint.³ Wir brauchen nur an bestimmte Äußerungen und Begriffe von einer politischen Seite her zu denken.

Liebe Schwestern und Brüder, und dann hören wir heute das Wort des Herrn: „*Lernt von mir*“ (Mt 11,29). Ja, Christen sind Menschen, die in die Schule Jesu Christi gehen und deshalb all dem gegenüber kritisch hinschauen. Das aber heißt: Christen sind die, die die Realität dieser Welt, der Menschen vor Ort und der Menschen in der Ferne - denn beide sind unsere Nächsten - wirklich wahrnehmen. Christen sind die, die nicht schreien: „Ich zuerst“, die nicht alles für sich sichern und dann eventuell den Überfluss abgeben. Christen sind die, die Hingabe leben. Es sind nicht die, die alles richtig machen und moralisch integer leben. Letzten Endes sind Christen die, die versuchen, Jesus zu folgen. Und da wir das nicht allein tun, ist unsere innerste Berufung, dies als Schwestern und Brüder zu tun.

Er verheißt denen, die von Ihm lernen, die Schule eines gütigen und demütigen Herzens, Ruhe und inneren Frieden, womit er gar nicht einen sanften Schlummer meint, sondern eine tiefe Kraft zum Handeln, wie Er sie hat, die eine klare Orientierung vorgibt, die eine Haltung vermittelt, die Gesellschaft zukunftsfähig machen kann.

Ist das nicht eine fast strafbare Naivität angesichts der vielen Probleme? Natürlich werden Sie mir sagen, „Herr Bischof, Sie sind selbstverständlich nicht dieser Meinung, sonst würden Sie das nicht predigen“. Aber ich stelle mir diese Frage, liebe Schwestern und Brüder, weil ich im Herzen verstehe, dass man so denken kann, wie naiv es ist, jemandem zu folgen, dessen Charakteristikum der Ritt auf dem Esel und nicht der Galopp eines Pferdes ist, der in Güte und Demut die Lösung für die Weltprobleme sieht.

Wenn wir uns als Christinnen und Christen verstehen wollen, dann sind wir in der Schule genau dieses Menschen Jesus Christus, der damit die ganze Botschaft von Gott bringt. Das Wort, das Jesus hier für den Begriff „Güte“ verwendet, ist in der griechischen Götterwelt nie eine Bezeichnung für einen Gott gewesen. Es passte nicht. Aber zu Jesus passt es. Und denken Sie nur an das Wort der Bergpredigt, wo Er genau denen, die keine Gewalt anwenden,⁴ das Land verheißt und nicht denen, die mit Kriegsbögen und Streitwagen und Rossen, großen Parolen sowie heuchlerischen Tricks die Welt erobern wollen. Bedenken wir einmal in dieser Schule Jesu, was das für all die Probleme bedeutet, die wir eben genannt haben.

Was kann uns diese Schule besagen, wenn wir uns eben nicht vor den Fremden und den anderen Nationen und Völkern abschotten, sondern uns gegenseitig helfen, wie es vielfach ja auch geschehen ist, und uns mit Macht und Energie gegen jede Form des Missbrauchs, auch des Missbrauchs unserer Sprache im Hinblick auf völkisches Reden, widersetzen. Wenn wir trotz der eigenen Not die noch viel größere Not der Flüchtlinge und Asylsuchenden nicht vergessen, sondern ihnen Räume eröffnen, weil es uns – und wie dankbar können wir dafür sein in unserem Land – doch noch viel besser geht - auch jetzt. Menschen in Not nicht zu helfen, ist nicht christlich. Wenn wir diese Haltung einnehmen, verteidigen wir das christliche Abendland nicht, wir schaffen es ab!

³ Hier habe ich viel gelernt von der Lektüre der Bücher H. Detering, Was heißt „wir“? - Zur Rhetorik der parlamentarischen Rechten, Reclam 6. Auflage 2019, Nr. 19619; und: Th. Bauer, Die Vereindeutigung der Welt – Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Reclam 2018, Nr. 19492.

⁴ Mt 5,5.

Und: Was kann diese Schule Jesu bedeuten, wenn wir in Demut zugestehen, dass wir tatsächlich bei aller Gewalt, die wir uns angeeignet haben, an Grenzen stoßen, vielleicht auch durch eine solche Krise erahnen, dass nicht wir die Welt in Händen halten, sondern jemand, der da ist, wo ich bin, und der uns nicht, wie manche behaupten, mit diesem Virus strafen möchte, sondern der uns ganz sanft und demütig zeigen will, dass wir nicht dann frei sind, wenn wir unsere Autonomie absolut setzen, sondern uns dem anderen schenken und zuwenden, der unsere Hilfe braucht, und wenn wir anerkennen, dass wir nicht Gott sind und es überhaupt nichts bringt, uns zu Göttern zu machen.

Liebe Schwestern und Brüder, eine Sicherheit habe ich. Wir halten die Welt und unser Leben nicht in unseren Händen. Das katastrophale Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zur Suizidbeihilfe, entspricht nicht dem christlichen Menschenbild. Hier ist unser Zeugnis gefragt, dass das Leben vom Anfang bis zum Ende unbedingten Schutz braucht. Wir können nicht die Autonomie des Menschen gegen das Leben des Menschen ausspielen. Bedenken wir, dass auch wir zu Beginn unseres Lebens nur winzig klein, verletzlich und in großer Gefahr waren; bedenken wir, dass wir das auch am Ende sein werden. Das Leben ist die kostbarste Gabe Gottes. Es ist schön und wunderbar. Das ist auch das Wort, das uns antreibt, gegen den sexuellen Missbrauch – auch in unserer schönen Stadt – zu kämpfen. Das Leben ist gut und schön. In diesem Sinne müssen wir für die Opfer kämpfen. Ich danke allen sehr, die sich dafür einsetzen.

So schließe ich in dieser guten und doch problembeladenen Stunde mit der Einladung des Herrn, dass wir Ihm voll vertrauen können, wenn Er uns sagt: *„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“* (Mt 11,28-30) – und wer wirklich in der Liebe lebt, weiß, dass das stimmt, weil Selbstsucht immer zerstörerisch nach unten zieht, Liebe aber leicht und frei macht.

Amen.